

Welche Pfarrerinnen und Pfarrer braucht das Land?

Vortrag beim Deutschen Pfarrertag 2012 in Hannover

Isolde Karle

Welche Pfarrerinnen und Pfarrer braucht das Land? Das ist eine Frage, die sich nicht einfach beantworten lässt. Denn wer ist »das Land«? Welche unterschiedlichen Perspektiven verbergen sich hinter »dem Land«? Was braucht die Ortsgemeinde für Pfarrerinnen und Pfarrer? Sind das dieselben Pfarrerinnen und Pfarrer, die die Kirchenleitung braucht? Und welche Pfarrerinnen und Pfarrer braucht die säkularisierte Gesellschaft?

Als ich im Juni einen Vortrag auf dem Pfarrertag in Gießen hielt, machte der hessische Ministerpräsident Volker Bouffier in einem Grußwort deutlich, welche Pastorinnen und Pastoren das Land aus seiner Sicht braucht: Pastorinnen und Pastoren, die der pluralistischen Gesellschaft erklären können, warum an einem Tag wie Karfreitag nicht getanzt werden soll. Pfarrerinnen und Pfarrer, die so klar und profiliert über ihren Glauben Auskunft geben können wie die muslimischen Jugendlichen, mit denen er Tage zuvor im Gespräch war. Pfarrerinnen und Pfarrer, die als theologische Gesprächspartner sichtbar sind und das religiös-ethische Erbe, von dem diese Gesellschaft zehrt, selbstbewusst und mit Herz und Verstand vertreten und plausibilisieren können.

Ganz anders würde die Frage wohl beantwortet, wenn man die Ehefrauen und -männer, die Partnerinnen und Partner von Pastorinnen und Pastoren befragte: Sie würden vermutlich antworten, dieses Land braucht Pastorinnen und Pastoren, die den Mut haben, auch mal Nein zu sagen, die wissen, dass es neben ihrem Beruf auch noch ganz viele andere wichtige Dinge im Leben gibt, die auch mal ganz privat sein können und nicht ständig im pastoralen Zuwendungshabitus gefangen bleiben. Pastorinnen und Pastoren, die im Zweifelsfall auch mal wagen, ihrer Kirche zu widersprechen und mutig ihre Autonomie gestalten. Das sage ich im Übrigen auch als Pfarrfrau.

Welche Pfarrerinnen und Pfarrer braucht das Land? Ich will dieser Frage, eingedenk der vielen unterschiedlichen Perspektiven, in acht Punkten nachgehen.

1. Die Situation nüchtern wahrnehmen

Die gegenwärtigen Reformprozesse in der evangelischen Kirche gehen tendenziell davon aus, dass es der Kirche deutlich besser

ginge, wenn sie besser aufgestellt wäre, wenn es mehr Leuchttürme gäbe, wenn insbesondere die Pfarrerinnen und Pfarrer als Schlüsselfiguren des kirchlichen Lebens missionarischer oder schlicht »besser« wären. Dahinter steckt die Annahme, dass es derzeit einen besonders chancenreichen religiösen Markt gibt, der von den Kirchen nur deshalb nicht abgeschöpft wird, weil ihre Hauptakteure und ihr Angebot zu unattraktiv oder zu schlecht sind. Diese Annahme ist in mehrfacher Hinsicht falsch. So ist sich die Religionsforschung zwar darin einig, dass eine erhöhte mediale Aufmerksamkeit für religiöse Fragen in den letzten Jahren zu erkennen ist, aber diese erhöhte mediale Aufmerksamkeit ist keinesfalls mit einem Religionsboom identisch.

Der Münsteraner Religionssoziologe Detlef Pollack weist auf dem Hintergrund seiner empirischen Studien unermüdlich darauf hin, dass außerhalb von Kirche oder religiöser Gemeinschaft kaum religiöse Produktivität auszumachen sei. Ich zitiere Pollack: »Es ist einfach nicht wahr, dass die Kirchen sich leeren, aber Religion boomt.«² Was als »Religionsboom« verkauft wird, ist eine Religion, die weitgehend ohne Gott auskommt. Konjunktur haben esoterische Suchbewegungen, die eine vage Sinnsuche des ortlos gewordenen und vielfältig verunsicherten Individuums der späten Moderne anzeigen, aber nicht ein substantielles Interesse an religiöser Kommunikation und an einer Lebensführung, die von einer religiösen Grundhaltung bestimmt wäre.

Spiritualität ist insofern nicht mit Religion identisch. Sie befindet sich vielmehr an den »unscharfen Rändern des religiösen Feldes«³. Spiritualität ist ein Mix aus fernöstlichen Religionen, Homöopathie, Formen der Lebensberatung, der Esoterik und christlicher Frömmigkeit, vor allem in ihrer mystischen Spielart. Sie umfasst nahezu alles, »was die Kundschaft mit einem Gefühl der Bedeutsamkeit des eigenen Seins versorgt.«⁴

Es geht hier vor allem um die *Suche nach dem Ich*, das in der modernen Gesellschaft notorisch in der Krise ist, da es sich vielfach fragmentiert erlebt und sich gerade deshalb nach Ganzheitlichkeit sehnt. Spiritualität bearbeitet das Unbestimmbare deshalb auch in möglichst unbestimmbarer Weise. Das Argument verliert an Bedeutung, das authentische Sprechen selbst tritt in den Vordergrund.⁵ Die Tendenz zur *Entkonkretisierung von Religion* ist dabei unübersehbar. Es ist insofern zweifelhaft, ob die Kirchen von dieser spätmodernen Spiritualität profitieren können, selbst wenn sie sich in ihrer eigenen Praxis auf sie einstellen. Wir erleben gegenwärtig nicht eine Wiederbelebung der christlichen Tradition außerhalb der verfassten Kirche, sondern einen Traditionsabbruch, der sich vor allem bei Nicht-Kirchenmitgliedern in der zweiten und dritten Generation rasant beschleunigt.

Selbst vielen Kirchenmitgliedern sind viele christliche Dogmen und Vorstellungen fremd geworden. Das liegt nicht nur, aber doch wesentlich an den für Religion gesellschaftlich *schwierigen, spätmodernen kulturellen Rahmenbedingungen*. Wird die Option zur Wahl höher geachtet als die Wahl selbst, werden verbindliches Engagement und Nächstenliebe, die zu ernsthafter christlicher Religiosität gehören, erschwert. Religionen sind komplexe und kohärente Sprachspiele, die Teil einer bestimmten Lebensform sind. Beide, Lebensform und Sprachspiel, beanspruchen einen gewissen Grad an Verbindlichkeit. »Die postmoderne Religiosität dagegen löst beliebig ausgewählte Elemente aus ihren jeweiligen Sprachspielen und beraubt sie damit sowohl ihres Sinnes wie ihrer Verbindlichkeit.«⁶ Die große Herausforderung für die Kirchen und ihre Pfarrerinnen und Pfarrer besteht darin, in diesem gesellschaftlichen Kontext ihr eigenes religiöses Sprachspiel verständlich und existenziell relevant zu kommunizieren, ohne sich bis zur Identitätsaufgabe den gängigen Sprachspielen anzupassen. Es gilt also profiliert und niedrigschwellig zugleich zu sein – ein schier unmögliches Unterfangen.

Für die Pastorinnen und Pastoren bedeutet dies: Es ist nicht einfach ihre Schuld, wenn der Erfolg im kirchlichen und pastoralen Handeln nicht wie gewünscht ausfällt und die Jugendgruppe trotz vieler kreativer Ideen partout nicht zustande kommen will. Es ist nicht ihre Schuld, wenn seit vielen Jahr-

Prof. Dr. Isolde Karle, Jahrgang 1963, Studium der evang. Theologie in Tübingen, Cambridge (Mass./USA), Münster, Promotion in Kiel, Habilitation in Bonn, seit 2001 Prof. für Prakt. Theologie in Bochum.

zehnten mehr Menschen aus der Kirche austreten als in sie eintreten. Es gibt Grenzen des Steuer- und Organisierbaren. Das gilt im Übrigen auch und besonders schmerzlich im Hinblick auf die Steigerungsfähigkeit der eigenen Person. Selbstverständlich sind gute Predigten besser als schlechte, um ein Beispiel zu nennen.

Aber zum einen ist es mühsam und prekär, Predigten zu verbessern, weil sie eng an ein spezifisches Individuum gekoppelt sind und sich Individuen nicht auf Befehl, sondern nur nach

Maßgabe interner, kaum steuerbarer Regeln ändern, wenn sie sich denn ändern. Zum ändern treffen selbst gute Predigten nicht immer auf offene Ohren. Selbst Martin Luther, ein brillanter Prediger, war oft genug frustriert darüber, dass seine Predigten so wenig bewirkten. Im Jahr 1530 ist er deshalb für einige Monate in einen Predigtstreik getreten. Luther hat bei all dem enormen Fleiß und Ehrgeiz, den er an den Tag legte, betont, dass die Resultate seines Tuns gänzlich seiner Verfügbarkeit entzogen sind, denn: »Ich kann nicht weiter kommen als zu den Ohren, ins Herz kann ich nicht kommen. Weil ich denn den Glauben nicht ins Herz gießen kann, so kann und soll ich niemanden dazu zwingen oder dringen; denn Gott tut das alleine und macht, dass das Wort im Herzen lebt. [...] Das Wort sollen wir predigen, aber die Folge soll allein in Gottes Gefallen sein.«⁷ Dies bedeutet keineswegs, die Hände in den Schoß zu legen oder selbstgenügsam zu sein, sondern sensibel die Grenzen dessen wahrzunehmen, was eine Person und was eine Organisation gezielt bewirken, verändern und entscheiden kann und was nicht.

Die Unterscheidung von Gotteswerk und Menschenwerk ist insofern keine dogmatische Spitzfindigkeit. Sie ist vielmehr essentiell für das Verständnis von Kirche und Pfarrberuf. Sie besagt nichts anderes, als dass sich das Entscheidende in der Kirche weder organisieren noch planen, sondern lediglich erhoffen lässt: das Wirken des Geistes in der Wortverkündigung, in der Feier der Sakramente, in religiösen Bildungsprozessen, in der seelsorgerlichen und diakonischen Begleitung von Menschen in Not. In professionstheoretischer Perspektive heißt das: Der Professionelle muss mit einem *Technologiedefizit* und damit mit Unsicherheit leben lernen. Er ist weit davon entfernt, den gewünschten Zustand mit Sicherheit herbeiführen zu können, weil die Sachverhalte, mit denen er es zu tun hat, zu komplex und viele Unwägbarkeiten im Spiel sind. Das ist im

Übrigen auch im Hinblick auf den Erfolg im Unterricht oder auf der Intensivstation nicht anders.

Organisationen wie die Kirche zeichnen sich dadurch aus, dass sie Entscheidungen treffen. Das ist im Kern ihre wesentliche Arbeit. Aber gerade für die Kirche gilt: Das Ent-

Die Unterscheidung von Gotteswerk und Menschenwerk besagt, dass sich das Entscheidende in der Kirche weder organisieren noch planen, sondern lediglich erhoffen lässt.

scheidende lässt sich nicht über Entscheidungen - und damit über Organisation - verändern oder bewirken. Denn die wirklich wichtigen und »spannenden Dinge finden in jener Praxis und in jenen Ge-

genwarten statt, in denen sich tatsächlich etwas verändern lässt - aber eben kaum organisieren.«⁸ Dass eine Lehrerin den richtigen Ton trifft, dass ein Pfarrer intuitiv merkt, wann er schweigen sollte, dass eine Wissenschaftlerin auf die entscheidende Idee kommt - »all dies entzieht sich der Organisierbarkeit und wäre weg, sobald man darüber entscheiden und es organisieren wollte.«⁹ Mit den Worten von Niklas Luhmann: Der Wandel, auf den es ankommt, »hat die Form von Evolution und nicht von Planung.«¹⁰ Pfarrerinnen und Pfarrer haben deshalb so wenig wie Kirchenleitungen Erfolgs- und Aufbruchrezepte in der Hand. Sie können allerdings mit diesem Wissen gelassen und fröhlich ihre Arbeit tun und sich gerade so für das innovative und überraschende Wirken des Geistes Gottes öffnen.

2. Verantwortung übernehmen

Ich bin in den vergangenen Jahren vielen Pastorinnen und Pastoren auf zahlreichen Pfarrkonventen und Pfarrertagen in den unterschiedlichsten Landeskirchen in Ost und West begegnet. Viele äußerten ihre Frustration über das EKD-Impulspapier, das ihnen Selbstherrlichkeit und Provinzialismus vorwirft. Dabei suchen viele Pfarrerinnen und Pfarrer seit Jahrzehnten nach neuen Ansätzen für und in der Kirche. Nun soll ihnen noch mehr aufgebürdet werden und dies, ohne sie als Expertinnen und Experten der Basis auch nur anzuhören.

Dieses Vorgehen ist kontraproduktiv. Es ist erstens demotivierend, weil es die wichtigste Berufsgruppe in der Kirche nicht für die Reformen zu gewinnen sucht, sondern durch einen abwertenden Kommunikationsstil Vertrauen und dadurch die wichtigste Voraussetzung für Selbstkritik, persönliche Weiterentwicklung und Fortbildung zerstört. Insgesamt wird der erhöhte Druck der »Wenn-Du-Dich-nicht-steigerst-dann-müs-

sen-wir-kürzen-Strategie« die Pfarrerinnen und Pfarrer mittelfristig in Frustration und Erschöpfung führen, dies vor allem dann, wenn die erhofften Steigerungen ausbleiben, was sehr wahrscheinlich ist, weil der »religiöse Markt« nicht einfach mit etwas mehr Kompetenz und besserer Planung abzuschöpfen ist.

Der Pfarrberuf gehört zur Berufsgruppe der Professionen, die durch eine ganz besondere Typik ausgezeichnet ist wie eine besonders hohe Handlungsautonomie und ein ausgeprägtes Berufsethos. Gegenwärtig sind aufgrund unterschiedlicher Entwicklungen allerdings Deprofessionalisierungsprozesse zu beobachten, die zu mehr Standardisierung und weniger Autonomie im Pfarrberuf führen. Im EKD-Impulspapier »Kirche der Freiheit« ist diese Tendenz unverkennbar. Teilweise trägt die Pfarrerschaft aber auch selbst zur Deprofessionalisierung ihres Berufes bei. Drei Gesichtspunkte will ich dazu entfalten:

1. Werden im Zuge der Individualisierung der Gesellschaft professionsethische Verhaltenszumutungen immer weniger akzeptiert, ist *Deprofessionalisierung - also mehr Standardisierung und weniger Autonomie* - automatisch die Folge. Eine große individuelle Gestaltungsfreiheit geht mit einem *Professionsethos* einher, das dafür bürgt, dass die gewährte Freiheit nicht missbraucht wird. Die hohe Autonomie im Pfarrberuf lässt sich insofern nur dann aufrechterhalten, wenn Pfarrerinnen und Pfarrer mit einem hohen Berufsethos - und das heißt notfalls auch mal zu ungelegener Zeit - für diejenigen da zu sein versuchen, die sie brauchen. Das Problem scheint zu sein, dass Pfarrerinnen und Pfarrer durch Fusionen und Rückbauprozesse und die zugleich steigenden Ansprüche der Verwaltung mit einer deutlich vermehrten Arbeitsbelastung zu kämpfen haben und nicht mehr so selbstbewusst und gelassen selbst zu entscheiden wagen, ob in einer bestimmten Angelegenheit überhaupt Handlungsbedarf besteht oder nicht. Die Kirchenleitungen ermutigen sie im Hinblick auf eine selbstbewusste Gestaltung ihres Handlungsspielraums gegenwärtig nicht, was die Lage nicht erleichtert. Dass im Zuge dieser Entwicklung die psychischen Belastungen steigen, liegt auf der Hand.

2. Ein zweites Problem besteht darin, dass die Identifikation mit dem Beruf hier und da abnimmt und der Beruf von manchen Pfarrerinnen und Pfarrern selbst immer mehr als *Dienstleistung* betrachtet wird, was im Zuge der ange deuteten Entwicklung nicht überrascht. Mich hat im Zusammenhang der Genderforschung die Geschichte der ersten Pastorinnen tief beeindruckt, die mit sehr vielen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen hatten und doch so beseelt waren

von ihrem Auftrag, von der Identifikation mit der Sache des Evangeliums, dass sie diese innere Motivation auch durch äußerst widrige Umstände hindurchgetragen hat. *Burnout* ist nicht unbedingt das Resultat von zu viel Arbeit, sondern auch und vor allem von *Ent-Identifikation*. Auch dies spricht dafür, dass die Dienstleistungsorientierung in der Kirche mit hohen Folgekosten einhergeht.

3. Ein dritter Gesichtspunkt, der damit verknüpft ist: Aus den Befragungen zur Pfarrerszufriedenheit geht hervor, dass die Pfarrerschaft auf der einen Seite den Kirchenleitungen erschreckend wenig zutraut, dass aber auf der anderen Seite die Erwartungen

an die Kirchenleitungen – und damit zugleich die Möglichkeiten der Enttäuschung – immens sind. Ich will die Kirchenleitungen gewiss nicht aus ihrer Fürsorgepflicht entlassen; auch, dass sie in manch prekärer Konfliktsituation und im Hinblick auf die Rahmenbedingungen der pastoralen Arbeit nicht immer die optimale Unterstützung bieten, sei unbestritten. Zugleich hat es mich erstaunt, in welch hohem Maße Pfarrerinnen und Pfarrer von der Kirchenleitung die Lösung ihrer Probleme erwarten. Warum sollte eine Verbesserung der pastoralen Zufriedenheit vor allem von der Kirchenleitung abhängen?

Wahl- und Handlungsfreiheit bedeutet, selbst *Verantwortung für die eigene Berufsgestaltung und -zufriedenheit* zu übernehmen. So sehr wir auf die Anerkennung durch andere angewiesen sind, so fatal ist zugleich eine Resonanzabhängigkeit, die bestechlich macht und die eigene Selbstachtung untergräbt. Gerade in der evangelischen Kirche sollte diese Erkenntnis vor dem Hintergrund der Rechtfertigungslehre nicht allzu schwer fallen. Gott bestimmt über die Würde meines Lebens, nicht andere Menschen. Es ist die jeweils individuelle, freie Entscheidung, ob ich andere über die Qualität meines Lebens bestimmen lasse oder nicht, ob ich mich einspannen lasse in das allgegenwärtige Resonanz- und Feedbacksystem oder mich in evangelischer Freiheit davon auch immer wieder distanzieren kann. Der Philosoph und Führungsexperte Reinhard Sprenger formuliert: »Das bedeutet [...] aufhören zu klagen über Verhältnisse, die nicht immer so sind, wie ich sie mir wünsche. Verantwortung übernehmen für eine kreative Lebensgestaltung, die das Auf und Ab des Lebens bejaht und als Lerngelegenheit für sich nutzt. [...] Selbstmotivierung kann also nur heißen: die Verantwortung für Mo-

tivation und Leistungsbereitschaft selbst übernehmen.«¹¹

3. Vertrauen schaffen

Jeder Beruf bringt bestimmte Verhaltenserwartungen mit sich.¹² Dabei werden an Berufsausübende keinesfalls immer und überall dieselben Erwartungen gerichtet. Während bei einem Filmschauspieler ein ausschweifendes Sexualleben den Marktwert steigern kann, wäre dasselbe Sexualleben bei einem Geistlichen oder bei einer Lehrerin prekär. Als Wählerinnen und Wähler erwarten wir von Politikern, dass sie nicht be-

stechlich sind, sondern das Gemeinwohl im Sinn haben. Wir respektieren, dass es verschiedene Vorstellungen vom Gemeinwohl gibt und dass jede Partei das Gemeinwohl verschieden auslegt. Wir akzeptieren aber nicht, wenn jemand in einem hohen Staatsamt Vergünstigungen von Personen annimmt, denen er in seinem Amt wieder begegnet. Selbst der Hauch des Verdachts von Bestechlichkeit muss vermieden werden. Vergleichbar haben Patienten bestimmte Erwartungen an einen Arzt. Ein Kinderarzt, von dem bekannt würde, dass er seine eigenen Kinder misshandelt, wäre beruflich stark beschädigt.

Der Schlüsselbegriff für berufsethische Verhaltenserwartungen heißt *Vertrauen*. Für eine erfolgreiche Ausübung des Berufes ist das Vertrauen, das dem Professionellen entgegengebracht wird, elementar. Vertrauen ist deshalb so wichtig, weil sich in der modernen Gesellschaft unablässig Menschen begegnen, die sich nicht kennen. In Dorfgesellschaften war dies anders.

Noch vor 200 Jahren sind die meisten Menschen in ihrem Leben nicht viel mehr als 200-300 anderen Menschen begegnet. Das Leben war übersichtlich, man wusste, was man voneinander zu erwarten hatte. Moderne Gesellschaften zeichnen sich dadurch aus, dass wir weit mehr fremden Menschen begegnen, von denen wir nicht wissen, was wir von ihnen zu erwarten haben. Und wir begegnen nicht nur Menschen, wir sind auch eingebettet in zahlreiche soziale Bezugssysteme, die auf ganz verschiedene Weise auf uns zugreifen. Wir benötigen deshalb

nicht nur Vertrauen in Menschen, wir benötigen auch *Systemvertrauen*, um am Leben in der modernen Gesellschaft teilnehmen zu können.

Wenn ich in ein Krankenhaus gehe, muss ich damit rechnen können, dass mir nach bestem medizinischem Wissen und Gewissen geholfen wird. Ich muss unterstellen können, dass das ärztliche und pflegerische Personal gut ausgebildet ist, dass es mich nicht belügt und dass es sich nicht an mir bereichern will. Erst wenn ich auf all dies vertrauen kann, lasse ich mich darauf ein, dass mich gänzlich fremde Menschen narkotisieren und operieren. Die moderne Gesellschaft ist auf ein Höchstmaß an Systemvertrauen angewiesen. Ist es vorhanden, ist sie extrem leistungsfähig. Wird das Vertrauen an einer Stelle empfindlich enttäuscht, ist mit gravierenden Folgen (des Misstrauens und der daraus resultierenden Nicht-mehr-Beteiligung) zu rechnen.

Die Missbrauchsfälle in den Kirchen und in der Odenwaldschule, über die im Jahr 2010 berichtet wurde, haben überdeutlich vor Augen geführt, wie elementar es ist, dass Vertrauen nicht missbraucht wird, dass diejenigen, denen hier vertraut wird, integer sind, dass sie umsichtig und besonnen mit denen umgehen, die ihnen vertrauen. Wird dieses Vertrauen enttäuscht, ist die Erschütterung groß. Der Weg von Misstrauen zu Vertrauen ist im Gegensatz zum Übergang von Vertrauen zu Misstrauen sehr mühsam und langwierig.

Ein ganz anderes, weitaus weniger dramatisches Beispiel: Als die Kirchenleitungen Mitte der 1990er Jahre plötzlich viele qualifizierte Kandidatinnen und Kandidaten aus finanziellen Gründen nicht in den Pfarrdienst

übernehmen konnten, wurde das Vertrauen in sie stark erschüttert. Bis heute haben sich die Kirchenleitungen nicht gänzlich davon erholt. Mühsam versuchen sie nun wieder, genügend attraktive Bewerberinnen und Bewerber für das Theologiestudium zu finden, um den zu erwartenden Pfarrermangel wenigstens etwas abzumildern. Misstrauen ist fatal und entzieht einer konstruktiven Kooperation die Grundlage. Umgekehrt ergeben sich durch Vertrauen Handlungsmöglichkeiten, die ohne Vertrauen nicht sichtbar und deshalb auch nicht zum Zuge kommen würden. Luhmann resümiert: »Vertrauen ist die Strategie mit der größeren Reichweite. Wer Vertrauen schenkt, erweitert sein Handlungspotential beträchtlich.«¹³

Zur Typik professionellen Handelns gehört

Burnout ist nicht unbedingt das Resultat von zu viel Arbeit, sondern auch und vor allem von Ent-Identifikation.

Zur Typik professionellen Handelns gehört eine Professionsethik, die das Vertrauen fördern und dem Missbrauch von Vertrauen entgegenwirken soll.

eine *Professionsethik*, die das Vertrauen fördern und dem Missbrauch von Vertrauen entgegenwirken soll. Vertrauen ist in einer existentiellen Situation, in der man sich abhängig fühlt, besonders wichtig: wenn man ernsthaft krank ist, wenn man sich zu Unrecht beschuldigt sieht oder wenn man sein Kind mit dem Pfarrer auf eine Konfirmandenfreizeit schickt. Das pastorale Berufsethos hat sich wie jedes Berufsethos in den letzten 100 Jahren verändert. Manche elementaren Gesichtspunkte haben die Zeit überdauert wie das Beichtgeheimnis und die Amtsverschwiegenheit - Verpflichtungen, die im Übrigen für alle Professionen gelten und von allen Professionen streng gehandhabt werden. Das Prinzip der Erreichbarkeit wurde an die neuen kommunikativen Möglichkeiten angepasst und ist heute nicht mehr durchgehend an die so genannte Residenzpflicht im Pfarrhaus gebunden, sondern kann auch über Telekommunikation sichergestellt werden.

Darüber hinaus haben sich die Kriterien der Glaubwürdigkeit aber auch geändert. Fand man es zu Schleiermachers Zeiten noch unangemessen, dass ein Pfarrer Karten spielt, haben wir damit heute kein Problem mehr. Umgekehrt bewerten wir die Frage, ob ein Pfarrer seine Kinder misshandelt oder nicht, als viel gravierender und bedeutender für dessen Glaubwürdigkeit als dies noch vor wenigen Jahrzehnten der Fall gewesen wäre. Gegenwärtig führen die Kirchen einen lebhaften Diskurs, der sich im Kern mit der Frage befasst: Widerspricht es der Glaubwürdigkeit der Kirche, wenn homosexuell Verpartnerte im Pfarrhaus zusammen leben oder unterstützt es sie nicht vielmehr? Darüber herrscht zwar noch nicht in allen Landeskirchen Konsens, aber die Synode der EKD hat im November 2010 immerhin ein Pfarrergesetz verabschiedet, das das Zusammenleben von schwulen Pfarrern und lesbischen Pfarrern im Pfarrhaus ermöglicht und so wird es bald auch in allen Landeskirchen sein. Wenn der Kirche daran gelegen ist, dass Menschen in verbindlichen Partnerschaften leben, dann verlöre sie an Glaubwürdigkeit, wenn sie genau diese Verbindlichkeit einer bestimmten Gruppe von Pfarrern und Pfarrern vorenthielte. Die Beispiele zeigen, wie sich die Kriterien der Glaubwürdigkeit verändern.

Die Menschen erwarten von ihrem Pastor Verlässlichkeit und Glaubwürdigkeit, Sorgfalt in der Vorbereitung und bei der Handlungsausführung, die Bereitschaft, Verant-

wortung zu übernehmen und kooperativ mit anderen zusammenzuarbeiten. Es geht dabei um keine Sondermoral für Pastoren, auch nicht darum, Pastorinnen zu »Heiligen« zu stilisieren. Die Menschen in der anonymisierten Gesellschaft wollen vielmehr anhand von mehrheitlich als valide empfundenen Kriterien an der wahrnehmbaren Lebensführung eines Pastors oder einer Pastorin ablesen können, ob sie ihm oder ihr im Zweifelsfall vertrauen können oder nicht. Das ist besonders wichtig im Umgang mit Kindern, Jugendlichen, aber auch im Zusammenhang von Tod und Sterben.

Die *inhaltliche und interaktiv-berufsethische* Seite professioneller Arbeit ist im Pfarrberuf offensichtlich eng miteinander gekoppelt. Eine Predigt stößt nur dann auf Resonanz, wenn die Menschen, die sie hören, den Eindruck gewinnen, dass sie der Predigerin selbst etwas bedeutet, dass sie mit ihrem eigenen Leben in die Botschaft, die sie verkündet, involviert ist. Das muss keinesfalls bedeuten, dass die Predigerin auf alle Fragen eine Antwort hat oder sich selbst als Vorbild des Glaubens hinstellt. Die dosierte Kommunikation von Ungewissheit und Unsicherheit zeigt, dass auch die Pfarrerin mit den Inhalten des christlichen Glaubens ringt und sich immer wieder neu zum Nachdenken herausgefordert sieht. Martin Luther war sogar der tiefen Überzeugung, dass eine glaubwürdige Verkündigung des Wortes Gottes nur aus Anfechtung und Zweifel heraus geschieht. Ein gewisses Maß an Ungewissheit und Mehrdeutigkeit ist insofern alles andere als untypisch für die Professionen: Sie haben niemals alles unter

Kontrolle, gerade weil ihr Wissen nicht einfach standardisiert angewendet werden kann und jede Situation und Person bei aller Vergleichbarkeit individuell ist. Zugleich ist gerade diese enge Kopplung von Person und Amt auch Quelle der intrinsischen Motivation und Erfüllung im Pfarrberuf, in dem man weit mehr als in den meisten anderen Berufen seine eigenen individuellen Fähigkeiten und Vorlieben verwirklichen kann.

4. Privatheit und Selbstdistanz

Was brauchen eigentlich die Pfarrerinnen und Pfarrer, die diesen hohen Ansprüchen gerecht zu werden versuchen? Sie sind ja nicht nur engagierte Pfarrerinnen und Pfarrer. Sie haben noch viele andere Selbste. Sie sind auch Ehepartner, Liebende, Eltern, Konsumenten, Kino- oder Konzertbesucher, »Tatort«-Fans oder ganz allgemein: Individuen mit sehr vielen unterschiedlichen Interessen auch außerhalb von Religion und Kirche. Durch die ständig wachsende Flut beruflicher Anforderungen ist es nicht einfach, auch noch all diesen anderen Ansprüchen und Bedürfnissen gerecht zu werden. Zur Entlastung kann man immerhin sagen: Dieses Problem teilen die Pfarrerinnen und Pfarrer mit sehr vielen anderen berufstätigen Individuen in dieser Gesellschaft. Mangelnde Muße und zunehmende Beschleunigung ist ein gesamtgesellschaftliches Phänomen und setzt nicht nur die Pfarrerinnen und Pfarrer unter Druck. Allerdings setzt die hohe Selbststeuerung im Pfarrberuf zugleich voraus, dass man mehr als in den meisten anderen Berufen selbst dafür sorgen muss, dass am Ende noch genügend Zeit für die nicht-pastoralen Erwartungen und Selbste bleibt. Und das wiederum ist oft genug prekär.

Eine Lösung für diese Herausforderung habe ich nicht wirklich anzubieten. Die strukturellen Rahmenbedingungen sollten in jedem Fall so sein, dass Pfarrerinnen und Pfarrer mit einem freien Tag und guten Vertretungsregelungen rechnen können. Auch hielte ich es für geboten, dass die Kirchen dem Europäischen Arbeitsrecht folgen, nach dem 48 Stunden Arbeitszeit pro Woche in der Regel nicht überschritten werden sollten. Alles, was darüber hinausgeht, hat auf Dauer schädliche Auswirkungen auf die Akteure selbst und ihre Familien. Zugleich wäre es

nicht ratsam, weitergehende standardisierende Regeln aufzustellen und damit die professionstypische Handlungsautonomie aufs Spiel zu setzen. Deshalb bedarf es *behutsamer* Anpassungen der pastoralen Profession an spätmoderne Lebensbedingungen. Und es be-

darf einer Pfarrerschaft, die den Mut hat, gelegentlich Nein zu sagen, die weiß, dass nicht alles von ihr abhängt, der bewusst ist, dass sie nicht alle Erwartungen erfüllen kann und auch gar nicht muss, Pfarrerinnen und Pfarrer, die sich selbst relativieren und

Ich hielte es für geboten, dass die Kirchen dem Europäischen Arbeitsrecht folgen, nach dem 48 Stunden Arbeitszeit pro Woche in der Regel nicht überschritten werden sollten.

Irritierend ist, dass die Theologie auch innerkirchlich im Hinblick auf ihre professionsspezifische Brauchbarkeit und im Hinblick auf ihre Funktion, kirchenleitendes Handeln zu reflektieren und zu orientieren, in Frage gestellt wird.

auch mal mit begrenztem Engagement etwas durchziehen können.

Pfarrerinnen und Pfarrer brauchen ihre Privatsphäre. Zugleich braucht die Gesellschaft Pfarrerinnen und Pfarrer, die nicht ausbrennen, die sich ganz menschlich an vielem Menschlichen freuen, die nicht am Helfersyndrom leiden, sondern den Aufgaben, die sie für wichtig erachten, nachgehen und dann auch mit gutem Gewissen am Abend ein Glas Wein in geselliger Runde trinken oder über Woody Allen im Kino herzhaft lachen. Für Martin

Luther war es eminent wichtig, Person und Amt unterscheiden zu können. Deziert wandte er sich gegen einen besonderen Charakter der Pfarrer, der sie über andere Christen stellte. Pfarrerinnen und Pfarrer sind Gott nicht näher als andere Christen, die in ihren weltlichen Berufen versuchen, Gott und den Nächsten zu dienen. Wie alle anderen sind sie und ihre Lieben auf Erholung und Privatheit angewiesen.

5. Der Theologie etwas zutrauen

Die christlichen Glaubensüberzeugungen werden von der Gesamtgesellschaft nicht mehr in der Weise mitgetragen, wie das bis in die 1960er Jahre hinein der Fall war. Die weitergehende Säkularisierung der Gesellschaft hat zu einem Akzeptanzverlust des christlichen Glaubens und seiner Reflexionsgestalt, der Theologie, geführt. Das bleibt nicht ohne Auswirkungen auf den Pfarrberuf. Die Pfarrerinnen und Pfarrer sind verunsichert und stehen zugleich vor der immensen Herausforderung, eine Jahrtausende alte Überlieferung zu plausibilisieren, der Kritik von Aufklärung und Post-Aufklärung Rechnung zu tragen und zugleich substantiell und identitätsstiftend zu vermitteln, wofür christlicher Glaube steht.

Doch die Theologie hat nicht nur gesellschaftsweit an Bedeutung eingebüßt. Irritierend noch ist, dass die Theologie auch innerkirchlich im Hinblick auf ihre professionsspezifische Brauchbarkeit und im Hinblick auf ihre Funktion, kirchenleitendes Handeln zu reflektieren und zu orientieren, in Frage gestellt wird. So holen sich die Kirchenleitungen bei anstehenden Kirchenreformen eher bei säkularen Unternehmensberatungen als bei theologischen Experten Rat. Das Impulspapier der EKD »Kirche der Freiheit« ist dafür ein markantes Beispiel.

Doch, so mein Kollege Volkhard Krech aus Bochum, auch »[d]er Pfarrer wendet immer weniger religiöses Expertenwissen methodisch und zugleich situativ geleitet auf die spezifische Lebenssituation einer Person an«. ¹⁴ Auch unter der Pfarrerschaft ist mithin eine gewisse Skepsis gegenüber der Brauchbarkeit der Theologie zu beobachten.

Diese Tendenz wird verstärkt durch Prozesse der Ökonomisierung in den letzten 15 Jahren, die die Pfarrerinnen und Pfarrer immer mehr in die Position von Kundenbetreuern oder Dienstleistern

auf dem Markt der spirituellen Möglichkeiten drängen. Der Markt orientiert sich ausschließlich an den Präferenzen der Kunden. Dieser Grundsatz ist im pastoralen Kontext aber nicht durchzuhalten – im Übrigen auch nicht im schulischen oder im medizinischen Kontext. Pastorinnen und Pastoren können nicht statt des Evangeliums etwas anderes verkünden, nur weil das vielleicht besser ankommt. Orientieren sich Pfarrerinnen und Pfarrer nur noch an den unmittelbaren Bedürfnissen ihrer Kunden, sind sie nicht mehr in der Lage, den christlichen Glauben, seine Sprache und Vorstellungswelt und damit zugleich seine die Marktgesellschaft transzendierenden und heilsam irritierenden Perspektiven zu entfalten und klug und authentisch zur Geltung zu bringen. Überdies wird die Glaubwürdigkeit von Pfarrerinnen und Pfarrern, die nach dem Motto »success is what sells« agieren, aber nicht mehr ihrer eigenen Überzeugung folgen, beschädigt. Denn letztlich erwarten die Menschen nach wie vor von der Kirche und ihren Schlüsselfiguren, dass sie einen *Gegenhorizont* zu den geltenden Maßstäben der Moderne symbolisieren und repräsentieren.

Damit kommen wir auf die eigentlich zentrale Frage, die so viel wichtiger ist als alle Finanzierungsfragen, zurück: Was hat die Kirche Menschen in der modernen Gesellschaft zu sagen? Wie lässt sich theologisch substantiell und zugleich existentiell relevant von Gott reden, von Kreuz und Auferstehung, von Sünde und Vergebung, von Gnade, Liebe und Gerechtigkeit?

Es stellt eine große Herausforderung dar, engagiert, verständlich und theologisch sub-

stantiell zu predigen, mit Konfirmandinnen und Konfirmanden offen für Kritik und Skepsis über theologische und ethische Fragen zu diskutieren oder auch in der Seelsorge als Geistliche, nicht nur als professionell Empathische, erkennbar zu sein. Pfarrerinnen und Pfarrer müssen heute auch gute Manager sein, ganz gewiss, aber noch viel wichtiger ist es, dass sie etwas zu sagen haben, dass sie auch von kirchenleitender Seite dazu ermutigt werden, stärker den Kontakt zur wissenschaftlichen Theologie und zu Fortbildungen inhaltlicher Art zu suchen, dass sie sich als ernsthafte Gesprächspartner für die schwierigen Fragen der Zeit, die sowohl biographischer wie politisch-ethischer Natur sind, zu erkennen geben.

Die wissenschaftliche Theologie kann dazu wichtige Impulse vermitteln. So haben sich in den letzten 100 Jahren erhebliche Verschiebungen in der Theologie ergeben, die die Sprachfähigkeit des christlichen Glaubens gefördert haben. Ich nenne im Folgenden ein paar Beispiele, die sich selbstverständlich ergänzen ließen.

– Als zentral erachte ich die Veränderung des Gottesbildes, die vor allem Dietrich Bonhoeffer mit seiner Rede vom ohnmächtigen und mitleidenden Gott angestoßen hat, und die für die Seelsorge, aber auch für die Karfreitagspredigt so eminent wichtig ist.

– Als zweites will ich die Abendmahlstheologie nennen, die sich vom »Armsündermahl« emanzipiert und den Vollzugs- und Gemeinschaftscharakter des Abendmahls – vor allem auch Dank der Kirchentage – neu entdeckt hat.

– Drittens denke ich an die Reformulierung der Karfreitagstheologie und die damit verbundenen notwendigen Abschiede in der Sühnetheologie. Erlösung und Heil wird nunmehr weniger in juristischen als in therapeutischen Metaphern zum Ausdruck gebracht.

– Viertens denke ich an die Aktualität der Rechtfertigungstheologie in einer Gesellschaft, die unbarmherziger als alle Gesellschaften vor ihr alles Gelingen und vor allem alles Misslingen dem Individuum selbst zurechnet.

– Fünftens sind die äußerst differenzierten Versuche, die Auferstehungserfahrung in ihrer Komplexität post-aufklärerisch neu zu lesen zu nennen. Nur mit einer differenzierten Bibellektüre gewinnen wir wieder eine überzeugende Rede vom Himmel und vom ewigen Leben zurück.

– Sechstens sind die befreienden Korrekturen in der Sozial- und Sexualethik nicht

Kirchenleitungen sollten für Rahmenbedingungen pfarramtlicher Praxis sorgen, die es den Pfarrerinnen und Pfarrern erlauben, sich Zeit für theologische Lektüre und das Schreiben einer gehaltenen Predigt zu nehmen.

Kirchenleitungen brauchen in jedem Fall guten Nachwuchs. Wenn sie diesen haben wollen, müssen sie den Pfarrberuf attraktiv halten.

hoch genug zu schätzen, die mit einer langen Tradition der Diskriminierung und Leibfeindlichkeit brechen. Dazu hat – last but not least – die Gendertheologie wesentlich beigetragen, die konsequent für eine befreiende Individualität jenseits repressiver Gendernormen eintritt.

– Siebtens ist generell an die unterschiedlich akzentuierten Befreiungstheologien zu erinnern, die den Sinn für die Gerechtigkeitsfrage in der Theologie erheblich geschärft haben. Jürgen Moltmann, Johann Baptist Metz und Dorothee Sölle sind hier zu nennen.

– Achtens sind die vielen existentiellen Diskurse im Zusammenhang von Sterbehilfe, Präimplantationsdiagnostik, Medizin- und Wirtschaftsethik anzuführen. Ich denke dabei auch an die Wiederentdeckung des Themas Krankheit in der Theologie und ihre damit verbundene konsequente Zuwendung zu den Leidenden.

– Neuntens ist die so wichtige Relecture der Sündentheologie zu erwähnen.

Endlich wird Sünde nicht mehr vorrangig moralisch verstanden, sondern wird die äußerst bedrückende Dynamik verstörender Erfahrungen differenziert zu erfassen und zu begreifen gesucht.

– Zehntens denke ich, vor allem auch in der Praktischen Theologie, an die Wiederentdeckung einer Theologie und Seelsorge des Trostes, die über so viele Jahre hinweg verpönt war. Menschen erwarten von der Kirche Ermutigung und Trost, vermutlich sogar mehr als alles andere.

All diese Beispiele zeigen, wie aktuell, lebensdienlich und heilsam die Botschaft des Evangeliums für diese Welt ist. Sie alle sind an dieser Fortschreibung von Theologie beteiligt – jeden Sonntag neu auf der Kanzel. Das ist nicht hoch genug zu schätzen.

Und weil diese Inhalte so wichtig sind und das Herzstück des pastoralen Berufs wie der Kirche insgesamt ausmachen, deshalb sollten auch die Kirchenleitungen für Rahmenbedingungen pfarramtlicher Praxis sorgen, die es den Pfarrerinnen und Pfarrern erlauben, sich die Zeit für die theologische Lektüre und das Schreiben einer gehaltvollen Predigt zu nehmen, statt ihnen immer noch mehr aufzubürden. Protestanten erwarten vom Gottesdienst nach wie vor zuallererst eine gute Predigt – eine Predigt, die den Glauben unter spätmodernen Bedingungen verständlich, anschaulich, existentiell und alltagsrelevant entfaltet. Die evangelische Kirche ist eine Kirche des Wortes und sie ist gut

beraten, auf dieses Wort weiterhin den Schwerpunkt zu setzen.¹⁵

6. Kirchenleitende Perspektiven

Die Kirchenleitungen haben ein berechtigtes Interesse daran, dass Pfarrerinnen und Pfarrer gewisse Standards nicht unterschreiten. Das Impulspapier der EKD ist von dieser Sorge geprägt: Pfarrerinnen und Pfarrer sollen ordentliche Kasualien durchführen, sie sollen solide und zuverlässig sein. Vor allem auf handwerkliche Sorgfalt legt das Impulspapier großen Wert. Dem kann man nur zustimmen. Doch zugleich zeigt gerade das Impulspapier, wie paradox die kirchenleitenden Erwartungen an die Pfarrerinnen und Pfarrer sind: Zum einen sind die Ansprüche an die Pastorinnen und Pastoren immens. Sie sollen als Schlüsselfiguren kirchlichen Lebens ein Wachsen gegen den Trend bewirken und missionarische Erfolge einfahren. Zum an-

In den Gemeinden wird eine Kultur der Begegnung, des Gesprächs, des gemeinsamen Feierns, Nachdenkens und Handelns eingeübt und gepflegt und der Glaube alltagsnah mit anderen geteilt.

dern wird ihre Handlungsautonomie empfindlich beschnitten, sollen sie domestiziert und besser kontrolliert werden und werden Prädikanten mit ihnen auf dieselbe Stufe gestellt. Man fragt sich unwillkürlich: Was gilt denn nun? Sind Pastorinnen und Pastoren jetzt wichtig oder nicht? Brauchen die Kirchenleitungen sie überhaupt oder sind sie über kurz oder lang durch Ehrenamtliche ohne Schaden ersetzbar?

Das Problem der kirchenleitenden Perspektive ist, dass sie von Problem- und Konfliktfällen dominiert wird. Pfarrerinnen und Pfarrer, die in Ruhe guten Konfirmandenunterricht machen, reflektiert und existentiell predigen und empathische Seelsorger sind, tauchen auf dem Bildschirm kirchenleitenden Handelns in der Regel nicht auf. Es ist ganz ähnlich wie bei den Medien: Vor allem das Nichtfunktionierende und Skandalöse erregt Aufmerksamkeit oder zwingt eine Organisation zum Handeln. Daraus resultiert das zuweilen skeptische Kirchen- und Pfarrerbild der Kirchenleitungen und ihr mangelndes Vertrauen in ihr eigenes Führungspersonal.

Noch ein weiterer Gesichtspunkt ist hier zu bedenken: Eine Organisation hat naturgemäß ein großes Interesse an Ordnung und Standardisierung, während es auf der interaktiven Ebene der Gemeinde sein kann, dass gerade die Eigensinnigkeit oder besondere Individualität einer Pfarrerin besonders geschätzt wird. Insofern haben Kir-

chenleitungen und Gemeinden durchaus unterschiedliche, manchmal sogar konfliktierende Erwartungen an Pfarrerinnen und Pfarrer. Kirchenleitungen sollten in jedem Fall behutsam überlegen, an welchen Stellen es sich lohnt, zentralisierende Standards einzuführen und wo es besser ist, der örtlichen Anarchie und Flexibilität Raum zu lassen – und ihr zu vertrauen. Und Pfarrerinnen und Pfarrer sollten um diese Paradoxien wissen und sich nicht wundern, wenn die Erwartungen von Seiten der Gemeinde und von Seiten des Oberkirchenrats nicht deckungsgleich sind.

Kirchenleitungen brauchen in jedem Fall guten Nachwuchs. Und wenn sie diesen haben wollen, dann müssen sie den Pfarrberuf attraktiv halten. Das betrifft die Rahmenbedingungen pastoralen Arbeitens wie die Pastorationsdichte und die Arbeitszeiterwartungen, aber auch die Toleranz gegenüber individualisierten Lebensformen im Pfarrhaus, die bislang dort eher nicht vorgesehen waren. Last but not least betrifft es natürlich auch die Bezahlung, die angemessen sein muss, wenn intelligente und begabte junge Menschen sich auch künftig für diesen Beruf mit seinen Verhaltenszumutungen entscheiden sollen. Hier, denke ich, sind künftig noch mehr Anstrengungen nötig.

7. Kontakt und lokale Präsenz

Pfarrerinnen und Pfarrer sind nicht nur professionelle Spezialisten, die einfliegen, wenn sie gebraucht werden. Sie leben mit den Menschen vor Ort, sie wissen um ihre Nöte, sie engagieren sich zivilgesellschaftlich, sie sind vernetzt in die nachbarschaftlichen und lokalen Strukturen hinein, sie kennen viele Familien und ihre unterschiedlichen Höhen und Tiefpunkte. Sie sprechen begabte Menschen an und gewinnen sie für die Mitarbeit in der Gemeinde. Sie begleiten Ehrenamtliche, die individuell wahrgenommen und wertgeschätzt werden wollen. Pfarrerinnen und Pfarrer sind Kontaktpfleger von Beruf. Es gibt ganz sicher Menschen, die mit der Sozialform Gemeinde nichts anfangen können. Aber zugleich lässt sich beobachten, dass gerade unter den spätmodernen Bedingungen der Anonymität und Vereinzelung überschaubare Sozialgebilde wie Kirchengemeinden und Nachbarschaften neu an Attraktivität gewinnen. Menschen brauchen die Vertrautheit von Zeiten, Orten und Gesichtern. Gerade in Zeiten der medialen Kommunikation ist die Interaktion von körperlich Anwesenden etwas Besonderes und keinesfalls gering zu achten. Nur in »face-to-face-Begegnungen« entstehen das Vertrauen und die Authentizität, die für eine glaubwürdige und nachhaltige Bearbeitung von indi-

viduell relevanten Fragen notwendig sind. *Die direkte Begegnung unter Anwesenden macht die Mitgliedschaft attraktiv, nichts anderes.* Hier werden Ideen und Erkenntnisse lokalisiert und geerdet und gewinnen Kontur und Anschaulichkeit. Die vielen verabredeten und zufälligen Begegnungen des Pfarrers oder der Pfarrerin mit Gemeindegliedern können in ihrer Bedeutung für die Kirche deshalb kaum hoch genug veranschlagt werden. Vor allem durch sie entsteht das Interesse für die Inhalte, die die Kirche verkündigen will. Oft ergeben sich auch wichtige seelsorgerliche Gespräche zwischen Tür und Angel.

Wenn man einer empirischen Studie von Karl Gabriel und Helmut Geller glauben darf, ist die Gemeinde ein vorzüglicher Ort der Auseinandersetzung mit den sozialen

Veränderungen vor Ort und dabei sehr viel ideenreicher und zivilgesellschaftlich engagierter als dies der gegenwärtige Diskurs über milieuverengte Gemeinden vermuten lässt.¹⁶ In den Gemeinden wird eine Kultur der Begegnung, des Gesprächs, des gemeinsamen Feierns, Nachdenkens und Handelns eingeübt und gepflegt und der Glaube alltagsnah mit anderen geteilt. Nur so bleibt er lebendig. Hier bildet sich religiöse Identität, hier wird diskutiert, etwas gemeinsam durchlitten oder auch emotional bewegt, dankbar erlebt und miteinander geteilt. Hier entstehen religiöse Bindungen und lebenslange Loyalitäten. Hier kann aber auch jeder und jede in sicherer Distanz bleiben und trotzdem dazugehören. Das ist die große Stärke der Volkskirche.

Maren Lehmann betont, dass die Kirche vor allem »Gelegenheiten für Begegnungen unter Leuten«¹⁷ brauche. Es ist eine ganz elementare Aufgabe von Pfarrern und Pfarrern, solche Gelegenheiten für die Begegnung unter Leuten zu fördern, herzustellen und zu pflegen. Es geht dabei nicht nur um ernsthafte Begegnungen, sondern oft genug auch um vermeintlich »oberflächliche« Kontakte in der freien Geselligkeit, bei Gemeinde- oder Stadtteilstellen und wo auch immer. Denn: »talk comes first«¹⁸, der Kontakt ist das Entscheidende.

8. Pastorale Lebenskunst

Zwei Hauptprobleme sehe ich für die pastorale Lebenskunst. Das erste ist die *Selbstüberschätzung*. Das Problem bei den gegenwärtigen Reformprozessen ist, dass sie die

Kräfte des Einzelnen tendenziell überschätzen und die Auswirkungen gesellschaftlicher Struktur und Semantik unterschätzen. Die sinkenden Mitgliederzahlen sind von vielen Faktoren abhängig, die die Kirche überhaupt nicht beeinflussen kann. So verläuft beispielsweise die Entwicklung der Kirchenaustritte in beiden großen Kirchen weitgehend parallel und in Abhängigkeit vor allem von steuerpolitischen Entwicklungen. Dieses Land braucht Pfarrern und Pfarrer, die die Endlichkeit menschlichen Lebens nüchtern in den Blick nehmen, Pfarrern und Pfarrer, die keine unerfüllbaren Erwartungen an sich selbst und andere richten. Gegen die Selbstüberschätzung ist deshalb die begrenzte Reichweite pastoralen und kirchenleitenden Handelns zu betonen. Dazu gehört

Mit der Generalistenrolle im Gemeindepfarramt können Pastorinnen und Pastoren nur dann umgehen, wenn sie immer wieder gelassen Nein sagen und darauf vertrauen, dass das Leben trotzdem weitergeht.

auch anzuerkennen, dass es überall Verluste, Niederlagen und Verletzungen gibt, wo es Sozialität gibt. Defizite und Misserfolge sind nicht in jedem Fall Anlass für Veränderung oder überhaupt für ein Handeln – manchmal muss man es einfach aushalten, dass etwas nicht gelingt, es schlicht ertragen, wenn die Lage anders ist, als ich sie mir wünsche, und auch und nicht zuletzt mich selbst aushalten, wenn ich selbst anders bin, als ich gerne wäre.

Martin Luther konnte sich mit viel Humor von sich selbst distanzieren. Den Reformaktivisten seiner Zeit hält er vor: »[...] ich habe allein Gottes Wort getrieben, gepredigt und geschrieben, sonst hab ich nichts getan. Das hat, wenn ich geschlafen habe, wenn ich Wittenbergisch Bier mit meinem Philipp Melancthon und mit Amsdorf getrunken habe, soviel getan ... Ich hab nichts getan, das Wort hat es alles bewirkt und ausgerichtet.«¹⁹ Luther kann bei allem Eifer für die Sache des Evangeliums loslassen, schlafen und mit seinen Freunden und Weggefährten in geselliger Runde das gemeinsame Bier genießen. Humorvoll verweist Luther auf die begrenzte Reichweite menschlichen Tuns. Dies ist entlastend, weil es die Verantwortlichkeit für das eigene Tun und Handeln heilsam begrenzt.

Humor und Gelassenheit bedarf die Kirche für den Lauf des Wortes Gottes mindestens so sehr wie alle wohl überlegten Anstrengungen, die kirchliche Arbeit zu verbessern und voranzubringen. Wer gelassen ist, kann von sich selbst absehen und unvoreingenommen das Erkannte tun, sich aber auch dem Unabänderlichen ohne Bitterkeit fügen. Mit der Generalistenrolle im Gemeindepfarramt

können Pastorinnen und Pastoren nur dann umgehen, wenn sie immer wieder gelassen *Nein* sagen und dabei darauf vertrauen, dass das Leben trotzdem weitergeht und vermutlich gar nicht einmal schlecht. Gelassenheit bewahrt vor Selbstüberschätzung und destruktivem Perfektionismus.

Das zweite Hauptproblem pastoraler Lebenskunst ist die *Selbstbewertung*. Studien zu Non-Profit-Organisationen zeigen, dass die *Experten für die Brüche des Lebens* dazu tendieren, die Muster, mit denen sie die Welt beobachten, auch auf sich selbst zu übertragen. Das heißt, Pfarrern und Pfarrer sehen als Experten für Tod, Schuld und Not auch bei sich selbst eher das, was nicht gelingt, das Fehlerhafte, das Problematische, das Abgründige. Es ist wichtig, sich das klar zu machen. Die Experten für das brüchige Leben betrachten sich meist nicht realistisch, sondern tendieren aufgrund ihrer beruflichen Orientierung zur Selbstbewertung. Es ist elementar, so Christoph Meyns, diese »Spirale der Selbstbewertung«²⁰ immer wieder zu durchbrechen und ein positiv realistisches Bild von sich selbst und der Kirche zu gewinnen.

Das gilt auch mit Blick auf die Kirche. Auch der Kirche geht es besser als viele leitende Akteure annehmen. In unserem Forschungsprojekt »Kirchenreformen im Vergleich« befragten wir leitende Experten verschiedener Landeskirchen. Dabei ergab sich der überraschende Befund, dass gerade in einer Landeskirche, die im Vergleich zu anderen Kirchen im Hinblick auf ihre finanziellen und personellen Ressourcen sehr gut aufgestellt ist, besonders laut gejammert wurde und die Angst vor der Zukunft besonders groß war. Manche Akteure litten unter einer geradezu apokalyptisch anmutenden Endzeitstimmung. Als ich das wiederum verschiedenen Entscheidungsträgern erzählte, ertete ich lautes Lachen. Man fühlte sich durchschaut und ertappt. Als Experten für die Brüche des Lebens sehen wir die Welt, die Kirche und uns selbst zu einseitig negativ. Das mag uns trösten und uns helfen, uns von einem hektischen Aktivismus zu distanzieren und wie Luther gelassen zu entspannen und darauf zu vertrauen, dass Gottes Geist auch wenn wir schlafen oder lachen am Werk ist.

Karl Barth schrieb drei Wochen vor seinem Tod: »Ein Christ treibt dann gute Theologie, wenn er im Grunde immer fröhlich, ja mit Humor bei seiner Sache ist. Nur keine verdrießlichen Theologen!«²¹ Humor ist eine Form, den Widrigkeiten des Lebens zu trotzen. Im Humor kann ich mich von mir selbst distanzieren. Das Handeln verliert seine Bissigkeit. Der Humor relativiert die eigenen Überzeugungen, Sehnsüchte und Verletzungen. Damit wirkt er sowohl der Selbstüberschätzung als auch der Selbstentwer-

tung entgegen. Im Humor verweigert sich das Ich, sich von der Realität kränken und zum Leiden nötigen zu lassen.²² Humor ist insofern eine besonders feinsinnige und kluge Weise des Widerstands und der Hoffnung. Deshalb: Nur keine verdrießlichen Theologen, bleiben Sie fröhlich und mit Humor bei der Sache!

Anmerkungen:

- 1 Vortrag auf dem Deutschen Pfarrertag in Hannover am 17.9.2012.
- 2 Detlef Pollack, Entzauberung oder Wiederverzauberung der Welt? Die Säkularisierungsthese auf dem Prüfstand, in: Eckhart von Vietinghoff/Hans May (Hg.), *Zeitenwende – Wendezeiten*, Hannover 1998, 137.
- 3 Friedrich Wilhelm Graf, Die Wiederkehr der Götter. Religion in der modernen Kultur, München 2004, 245.
- 4 Martin Seel, Wallfahrt durch das Ich, in: *Der SPIEGEL* 20/2009, 155.
- 5 Vgl. Armin Nassehi, *Spiritualität. Ein soziologischer Versuch*, in: Eckhard Frick/Traugott Roser (Hg.), *Spiritualität und Medizin. Gemeinsame Sorge für den kranken Menschen*, Stuttgart 2009.
- 6 Ulrich Körtner, *Wiederkehr der Religion?*, 27.
- 7 Martin Luther, *Acht Sermonen D. Martin Luthers, von ihm gepredigt zu Wittenberg in der Fastenzeit (1522) [Invokavitpredigten]*, in: Martin Luther. *Ausgewählte Schriften Bd. 1*, hrsg. v. Karin Bornkamm und Gerhard Ebeling, Frankfurt/M. 2. Aufl. 1983, 278.
- 8 Armin Nassehi, *Die Organisation des Unorganisierbaren. Warum sich Kirche so leicht, religiöse Praxis aber so schwer verändern lässt*, in: Isolde Karle (Hg.), *Kirchenreform. Interdisziplinäre Perspektiven*, Leipzig 2009, 217.
- 9 Ebd.
- 10 Niklas Luhmann, *Die Religion der Gesellschaft*, hg. von André Kieserling, Frankfurt/M. 2000, 249.
- 11 Reinhard K. Sprenger, *Mythos Motivation. Wege aus eine Sackgasse*, 18. durchges. Aufl. Frankfurt/New York 2007, 269.
- 12 Die folgenden vier Abschnitte über Verhaltensserwartungen und Systemvertrauen verdanke ich weitgehend einem unveröffentlichten Manuskript von Christoph Dinkel, mit dem ich über diese Thematik im ständigen Gespräch bin.
- 13 Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, 2. Aufl. Frankfurt/M. 1988 (1984), 180.
- 14 Volkhard Krech, *Berufung – Beruf – Profession. Empirische Beobachtungen und systematische Überlegungen zur Entwicklung des Pfarrerhandeln*, in: Maren Lehmann (Hg.), *Parochie. Chancen und Risiken der Ortsgemeinde*, Leipzig 2003, 124.
- 15 Auch Friedrich Wilhelm Graf betont mit Nachdruck: »Im Protestantismus geht es in erster Linie darum, das Amt des Pfarrers und vor allem das des Gemeindepfarrers aufzuwerten. [...] vor allem muss die Berufsrolle wieder professionell definiert werden: über theologische Kompetenz. Denn gerade in multireligiöse Umwelten [...] bedarf die evangelische Kirche einer Pfarrerschaft, die gebildet, rational und klug das protestantische Verständnis der neutestamentlichen Freiheitsbotschaft zu vertreten vermag.« Friedrich Wilhelm Graf, *Kirchendämmerung. Wie die Kirchen unser Vertrauen verspielen*, München 2011, 190 [Hervorhebung I.K.].
- 16 Vgl. Helmut Geller/Eckart Pankoke/Karl Gabriel, *Ökumene und Gemeinde. Untersuchungen zum Alltag in Kirchengemeinden*, Opladen 2002, 363.
- 17 Maren Lehmann, *Leutemangel. Mitgliedschaft und Begegnung als Formen der Kirche*, in: Jan Hermelink/Gerhard Wegner (Hg.), *Paradoxien kirchlicher Organisation. Niklas Luhmanns frühe Kirchensoziologie und die aktuelle Reform der evangelischen Kirche (Religion in der Gesellschaft 24)*, Würzburg 2008, 125.
- 18 Vgl. Maren Lehmann, *Ev'rybody's Talking. Das Publikum der Kirche*, in: Isolde Karle (Hg.), *Kirchenreform. Interdisziplinäre Perspektiven*, Leipzig 2009, 219-236.
- 19 Luther, *Invokavitpredigten*, 280.
- 20 Christoph Meyns, *Aus der Praxis kirchlicher Rückbauprozesse. Dimensionen – Themen – Perspektiven*, erscheint als Themenheft »Kirchenreformen im Vergleich«, in: *EvTh Heft 2/2013*, letzte Seite des Beitrags.
- 21 Karl Barth, *Offene Briefe. 1945-1968*, hrsg. v. Diether Koch, Zürich 1984, 554. »Natürlich, ich weiß: es [...] umgibt uns von allen Seiten viel, viel Trauriges – und wir selbst sind ja immer wieder ganz unerfreuliche Gesellen. Aber indem ein guter Theologe [...] nicht sich selbst dient, sondern Ihm, dem Vater Jesu Christi, darf er vergnügt und hoffnungsvoll auf seine auf alle Fälle von Gott geliebten Mitmenschen und sogar auf sich selbst blicken, darf er (je mehr er nur seine Sache ernstnimmt!) trotz allem von Herzen lachen und sogar über sich selbst lachen.« (Ebd.)
- 22 Vgl. Sigmund Freud, *Der Humor (1927)*, in: Alexander Mitscherlich u.a. (Hrsg.): *Freud-Studienausgabe Band 4. Psychologische Schriften*. Frankfurt/M. 1969-1975, 275-282.